



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Silberfrage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heit betrieben. Jetzt sind die Tschechen „liberaler“ oder „demokratischer“ geworden; sie sind es, die mit ihrer Forderung des allgemeinen Stimmrechts, mit ihrer Gegnerschaft wider die Privilegien des Großgrundbesitzes den absolutistischen und feudalen Staat, so weit er sich noch erhalten hat, in seinem ganzen Baue bedrohen. Daher kommt es, daß das Staatsoberhaupt gleich nach dem ersten Wahlsiege der Jungtschechen das Wort von der „gemischten Gesellschaft“ sprach. Mit der wachsenden Flut der demokratischen Bewegung unter den Slawen der Sudetenländer ist die österreichische Politik in eine neue Phase getreten. Bis jetzt haben die Deutschen allein die Last des Kampfes für die freiheitlichen Einrichtungen getragen, sie haben den harten Strauß mit der katholischen Kirche ausgefochten zur Schaffung und Erhaltung des Schulgesetzes. Nachdem sie Jahrzehnte hindurch infolge ihrer reichern Bildung und wirtschaftlichen Entwicklung allein den Nachteil einer stärkern politischen Gliederung in ihren Reihen und damit alle Schäden innerer Zerklüftung empfunden hatten, wird jetzt das Slawentum von denselben Wirren ergriffen. Die Deutschen sind es nicht mehr allein, die den herrschenden Mächten wegen ihres Liberalismus verdächtig sind; dies ist sehr wichtig für das künftige Verhältnis zwischen der Krone und den Nationalitäten.

(Schluß folgt)



Zur Silberfrage



n C. F. Bever ist dem jetzt zum Aschenputtel erniedrigten Geschwister des gelben Goldes ein Ritter erstanden, der es mit dem Feuer des leidenschaftlichen Liebhabers verteidigt. (Die Frage des Goldes und Silbers und ihrer Währungen in populär-wissenschaftlicher Form erörtert von Carl Friedrich Bever. Dritte Bearbeitung. Köln a. Rh., Kölner Verlagsanstalt, 1893.) Was der Verfasser vorbringt, hat Hand und Fuß, und in Fragen, die sich auf die Gewinnung der Edelmetalle beziehen, ist er Sachverständiger, da er „nach gründlicher Ausbildung dazu berufen wurde, siebenundzwanzig Jahre lang ununterbrochen im Auslande thätig zu sein, und zwar zuerst in Frankreich, dann in England, Zentralamerika, Mexiko und vielen andern (?) Küstenpunkten des Stillen Ozeans, teils in geschäftlichen Unternehmungen der Erforschungsbranche (?), teils als Mitglied wissenschaftlicher Expeditionen mancher

Art, wobei es sich hauptsächlich um die Auffindung und spätere Erzeugung (?) der edleren Metalle handelte." Trotzdem wird er sich wohl von seinen Bemühungen selbst keinen Erfolg versprechen, namentlich da er feierlich Verwahrung einlegt dagegen, daß die Währungsfrage „mit den Konfessions- und Rassenfragen, sowie mit dem Zwiste der politischen und sozialpolitischen Parteien zusammengeschmiedet werde.“ Denn wenn es die Silbermänner selbst mit Hilfe der mächtigen Agrarier bei uns noch nicht einmal bis zu einem Antrage gebracht haben, wie ohnmächtig werden da erst die Theoretiker für sich allein sein!

In einer Reihe von Punkten geben wir Bever unbedingt Recht. Auch wir sind keine solchen Goldfanatiker, daß wir den Fortgebrauch unsrer schönen alten Thaler der Regierung zur Sünde anrechneten. Auch wir sind der Ansicht, daß, solange die Edelmetalle als Tauschmittel verwendet werden, das Silber nicht wird entbehrt werden können, weil der Goldvorrat allein für den Verkehr so wenig ausreicht, als der Silbervorrat für sich allein ausreichen würde. Auch wir meinen, daß sich für reichere Länder und Personen das Gold, für ärmere das Silber besser eigne, und wir sind schon aus diesem Grunde im Zweifel, ob die Goldwährung den deutschen Verhältnissen angemessen sei, da ja die Zahl derer, deren Wochenlohn zwanzig Mark nicht erreicht, also niemals in Gold ausgezahlt werden kann, bei uns sehr groß ist. Auch wir wissen, daß die armen Leute durch die neue Währung geschädigt worden sind. Wer manchmal für einen Einkauf nicht mehr als einen Pfennig zur Verfügung hat, für den macht es einen Unterschied, ob der Thaler in 360 oder nur in 300 Pfennige geteilt wird. Durch den Übergang von der Zwölftteilung zur Zehnteilung werden die Preise im Kleinhandel nach oben abgerundet und ganz winzige Einkäufe unmöglich gemacht. Mit der Einführung des Zwanzigmarkstückes, das dem englischen Sovereign entspricht, in den allgemeinen Verkehr ist der Zuschnitt aller Haushaltungen größer geworden, und wer sein Einkommen nicht entsprechend vergrößern kann, der sinkt eben dadurch eine Stufe tiefer.

Vielleicht also ist es ein Fehler gewesen, daß Deutschland mit seiner unbedingt notwendig gewesenenen Münzreform den nicht unbedingt notwendigen Übergang zur Goldwährung verbunden hat. Um die Frage, gleich Bever, entschieden bejahen zu können, müßte man wissen, ob die jetzige Entwertung des Silbers lediglich eine Wirkung seiner Demonetisierung in Deutschland ist, oder wegen der unaufhaltfam steigenden Silberproduktion auch ohne jenen Gesetzgebungsakt eingetreten sein würde. Die meisten Autoritäten in Münzsachen behaupten bekanntlich das letztere, die Bimetallisten das erstere. Bever stützt seine Ansicht vorzugsweise auf den Umstand, daß vor 1870 die Schwankungen in der Produktion von Gold und Silber auf den Preis der Edelmetalle und auf ihr Wertverhältnis keinen wesentlichen Einfluß geäußert hätten, wie er in dem historischen Teile seiner Arbeit zeigt. Das mag richtig

sein, und man kann sich auch leicht vorstellen, wie es gekommen ist, daß sich die „Relation“ Jahrtausende hindurch mit merkwürdiger Beständigkeit behauptet und nur unbedeutend um die Zahl 14 geschwankt hat. Die stärksten Abweichungen weisen das vierte und fünfte christliche Jahrhundert und das Jahr 1875 auf; in der Merovingerzeit war das Pfund Gold nur neunmal soviel wert wie das Pfund Silber, in dem zuletzt genannten Jahre beinahe sechzehnmal soviel (15,98. Mit dem folgenden Jahre 1876 sodann, wo die Relation auf 17,88 steigt, beginnt die Periode der Silberentwertung). Es läßt sich, wie gesagt, leicht einsehen, warum die Mehr- oder Minderproduktion von Gold oder Silber für gewöhnlich einen so geringen Einfluß auf seinen Preis ausübt, daß bei diesen Metallen das Gesetz von Angebot und Nachfrage aufgehoben zu sein scheint. Das Angebot hängt nämlich bei ihnen weniger als bei irgend einer andern Ware von der Jahresproduktion ab, weil ihrer Dauerhaftigkeit wegen der von Alters her gewonnene Vorrat so groß ist, daß für gewöhnlich der Jahreszuwachs dem Gesamtchatz gegenüber nicht in Betracht kommt. (Für das Gold hat man berechnet, daß von dem in einem gegebenen Zeitpunkt vorhandenen Vorrat nach hundert Jahren noch vier Fünftel übrig sind.) Für gewöhnlich sagen wir; denn daß und wie eine außergewöhnlich starke Produktion wirkt, wissen wir ja vom sechzehnten Jahrhundert her, wo der amerikanische Gold- und Silberstrom den Preis der Edelmetalle auf ein Fünftel herabdrückte. Gold und Silber bilden in dieser Beziehung den stärksten Gegensatz zum Getreide, das unter allen Waren die stärksten und raschesten Preisschwankungen aufweist, weil sein jedesmaliger Vorrat nur aus der letzten Ernte und den Überbleibseln der vorhergehenden besteht, sodaß das Angebot und demnach — bei ungefähr gleichbleibender Nachfrage — der Preis ganz allein vom Ernteaussall zweier aufeinanderfolgenden Jahre abhängt. Die Nachfrage aber macht sich bei den Edelmetallen deswegen nicht sehr bemerklich, weil sie nicht, gleich den Nahrungsmitteln, stürmisch begehrte Gebrauchsgegenstände für jedermann sind. Der Bedarf an Münzmetall bleibt von Jahr zu Jahr so ziemlich derselbe, goldne und silberne Gefäße, Prunkgeräte und Schmucksachen aber kaufen nur die Reichen, und diese ohne heftiges Begehren; findet der Nachfragende einen solchen Gegenstand zu teuer, so unterläßt er ohne sonderlichen Schmerz den Einkauf oder verschiebt ihn auf gelegnere Zeit.

Für gewöhnlich also äußert die Jahresproduktion der beiden Edelmetalle nur geringe Wirkung auf ihren Preis. Bever geht aber zu weit, wenn er sich einbildet, daß sie darum der Natur der Ware entkleidet und dem Gesetz von Angebot und Nachfrage entrückt werden könnten, daß es möglich sei, die althergebrachte, übrigens doch auch nicht ganz feste Wertrelation gesetzlich für immer festzulegen. Seine Doppelwährung ist, will uns scheinen, ein Traum, der weder jemals Wirklichkeit gehabt hat, noch jemals wird verwirklicht werden

können. Bever meint, beide Edelmetalle seien dem Menschen vom Schöpfer geschenkt, um dem gemeinsamen Tauschbedürfnis zu dienen. Zugestanden! Er meint ferner, sie seien auch zu allen Zeiten gemeinsam benutzt worden. Ebenfalls zugestanden! Wenn er aber klagt, daß dieses schöne Verhältnis der „Doppelwährung“ durch die deutsche Münzgesetzgebung zu Gunsten des Goldes aufgehoben worden sei, so hat er in jedem Fall Unrecht, man mag unter Doppelwährung verstehen, was man will. Versteht man darunter, daß zum Warentausch Silber wie Gold verwendet wird, so hat sie die Welt — vielleicht mit alleiniger Ausnahme Englands — heute noch und wird sie wahrscheinlich immer haben. Denn überall in der Welt führt man Silbermünzen, und nachdem der Silberpreis seinen tiefsten Stand erreicht haben und zum Goldpreise wieder in ein festeres Verhältnis getreten sein wird, wird auch der vorwiegende Gebrauch von Silber in den ärmern Ländern keine so übeln Folgen mehr haben, wie er unter den jetzigen Umständen in Indien gehabt hat. Versteht man aber unter Doppelwährung, daß beide Metalle unterschiedslos als Wertmaß gebraucht werden, so hat es eine solche niemals gegeben, und es wird niemals eine geben. Sie wäre nur möglich, wenn das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber ganz unveränderlich wäre. Bekäme man immer und unter allen Umständen für ein Pfund Gold zehn Pfund Silber, dann würden Gold und Silber für die Wertmessung dasselbe sein, was Ruten und Fuß für die Längenmessung, Zentner und Pfund fürs Gewicht sind: ein größeres und ein kleineres Maß desselben Systems. Das ist aber eben niemals der Fall gewesen und kann auch niemals erreicht werden; es giebt kein Mittel, die Unveränderlichkeit des Wertverhältnisses zu erzwingen. Ist aber das Verhältnis veränderlich, weil eben die Preise der beiden Metalle schwanken, dann bleibt nichts übrig, als eines der beiden zum Wertmesser zu wählen — Tauschmittel können sie deswegen beide bleiben —, und wenn zu irgend einer Zeit eines der beiden an ganz auffällig starken Preisveränderungen leidet, so kann dieses natürlicherweise nicht gewählt werden. Nicht die Doppelwährung haben die Völker ehemals gehabt, sondern bald die Goldwährung, bald die Silberwährung; meist nur thatsächlich, ohne ausdrückliche Übereinkunft. Die mittelalterlichen Handelsstaaten zahlten im Großverkehr mit Gold; Deutschland hatte vor 1873 die Silberwährung. Auf Goldmünzen zahlte man ein Agio, und zwar um die Mitte unsers Jahrhunderts etwa dreizehn Prozent. Das goldne Fünfsthalerstück, der Friedrichsdor, galt gewöhnlich fünf Thaler zwanzig Silbergroschen, der Doppelfrig elf Thaler zehn Silbergroschen. Machte sich der Professor die Bezahlung des Kollegienhonorars in Gold aus, was namentlich bei den Mediziniern — an manchen Universitäten wenigstens — üblich war, so kostete das Kolleg, das mit zehn Thalern angesetzt war, in Wirklichkeit nicht zehn Thaler, sondern elf Thaler zwanzig Silbergroschen.

Ob die stetige Abwärtsbewegung des Silberpreises eine Wirkung der Demonetisierung des Silbers sei, oder infolge unvermeidlicher Steigerung der Silberausbeute auch ohnedies eingetreten sein würde, ob demnach das deutsche Reich anzuklagen sei, daß es großes Unheil über die Welt gebracht habe, oder ob seine Regierung und Herr Bamberger Preis und Dank dafür verdienen, daß sie vorausschauend das deutsche Volk vor großen Übeln bewahrt hätten, das sind offene Fragen. Keine offene Frage aber ist es, ob wir den Ratschlägen der Bimetallisten folgen sollen. Denn die Doppelwährung ist, wie wir gezeigt zu haben glauben, ein Unding, und zur Silberwährung zurückzukehren, ist solange unmöglich, als der Preisfall dauert. Nicht weniger unmöglich aber ist es, diesem Preisfall durch internationale Festsetzung der Wertrelation Einhalt zu thun, wie die Bimetallisten wollen. Es muß eben abgewartet werden, bis der Silberpreis auf dem natürlichen Wege von Angebot und Nachfrage seinen tiefsten Stand erreicht haben wird, dann wird sich eine, wenn auch nicht absolut unveränderliche, so doch leidlich beständige Relation von selbst wieder ergeben, und dann wird sich in Deutschland über die Rückkehr zur Silberwährung reden lassen. Vorläufig haben Bevers Ausführungen auch in dem, worin wir ihm beistimmen, nur akademische Bedeutung. Daß in Indien und Nordamerika die Dinge so ganz anders verlaufen, als er erwartet hatte, hat ihn, wie er am Schlusse gesteht, aufs äußerste überrascht; bei solcher Voreingenommenheit erlebt man eben unliebsame Überraschungen.

Nach Art der übrigen Bimetallisten leitet auch Bever so ziemlich alle sozialen Schäden der Gegenwart, darunter auch den angeblichen Preisfall der Waren, von der Goldwährung her. Dieser merkantilistischen Überschätzung des Geldes, insbesondre dem vermeintlichen Unglück der allgemeinen Wohlfahrt, gedenken wir einen besondern Aufsatz zu widmen.

Zum Schluß erwähnen wir für heute noch zwei Schriften, die denselben Gegenstand betreffen. Die erste macht uns mit einigen sehr interessanten geschichtlichen Denkmälern bekannt. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte, wie wir in der Einleitung erfahren, auch in den sächsischen Ländern die Münzverschlechterung eine Haupteinnahmequelle der Fürsten gebildet. Friedrich der Weise jedoch stellte im Einvernehmen mit seinem albertinischen Vetter, dem Herzog Georg, die Ordnung wieder her. Zu einer gemeinsamen Münzpolitik sahen sich nämlich die beiden Linien des sächsischen Hauses dadurch genötigt, daß bei der Teilung der Lande die Silberbergwerke nicht mit geteilt worden waren, sondern deren Ausbeutung sowie die Ausmünzung des Silbers gemeinsam betrieben wurden. Kurfürst Johann der Beständige aber ließ sich durch den Nürnberger Kaufmann Fuhrer für den Plan eines Silberringes gewinnen, den Silberpreis dadurch hinaufzutreiben, daß man das Silber zu einem höhern Nennwerte als bisher ausmünzte, was auf eine Münzverschlech-

terung hinauslief. Herzog Georg zeigte sich anfangs dem Unternehmen geneigt, erklärte aber dann später ganz entschieden, daß er bei der bisherigen Münzpolitik verharren wolle. Von seinem Hofe ging 1530 die anonyme Schrift aus: „Gemeyne Stimmen von der Münz / und ob es dem Hause und Fürstentumb zu Sachssen Ehrlicher und zutreglicher sey / die alte gute Münz zu behalten / odder geringere anzunehmen.“ Von ernestinischer Seite erschien dagegen noch im selben Jahre: „Antwort und bericht: der furnemsten punct und Artikel / auff das Büchlein u. s. w.“ worauf der Albertiner mit einer „Apologia und Verantwortung“ erwiderte. Selbstverständlich siegten zu guterlezt die Münzverschlechterer. Diese drei Flugschriften hat nun Dr. Walther Loß mit einer Übersetzung ins Neudeutsche und Anmerkungen bei Dunder und Humblot in Leipzig herausgegeben (als Nr. 2 der von Brentano und Leser veranstalteten „Sammlung älterer und neuerer staatswissenschaftlicher Schriften“). Von den vorliegenden drei Flugschriften sind besonders die beiden albertinischen hochinteressant, weil sie dritthalbhundert Jahre vor Adam Smith der merkantilistischen Überschätzung des Geldes entgegengetreten — überhaupt gesunde volkswirtschaftliche Ansichten entwickeln — und alle jene Gründe entkräfteten, mit denen unsre heutigen Agrarier eine Münzverschlechterung empfehlen. Eine Minderung des Wertes der Münzen um den zehnten Teil, meint der Verfasser, würde eine Verminderung aller Einkommen um ebensoviel bedeuten — zu Gunsten der wenigen, denen die Münzverschlechterung nütze; das sei also eine allgemeine Steuer von zehn Prozenten des Einkommens, eine höhere und schädlichere Steuer als irgend eine der sonst üblichen Steuern.

Das andre Schriftchen ist betitelt: Das natürliche Geldsystem, oder die Entdeckung der Goldmacherkunst. Kurzgefaßter Leitfaden zum Verständnis für jeden Denkenden von D. S. F. Kern. (2. Auflage. Berlin C, Uthemann und Müller, 1893.) Wir erwähnen es nur, um einen Begriff von der Frechheit zu geben, mit der erwerbskundige „Schriftsteller“ das Publikum zu besteuern verstehen. Das Schriftchen kostet nur vierzig Pfennige und erledigt auf vierzehn Seiten außer der Münzpolitik auch noch die gerechte Güterverteilung, die Übervölkerung und die Altersversorgung. Auf S. 9 finden wir folgenden Galimathias: „Die landesübliche Münze des natürlichen Geldsystems ist die Aktie eines idealen Wertes von unveränderlicher, nie über pari steigender, nie unter pari sinkender Zahlkraft, der sich in derselben Weise durch die Zirkulation, d. h. den Austausch friedlicher Arbeit realisiert, als die Aktie durch die allgemeine prozentuale Umsatzsteuer amortisiert wird, und dadurch eine durch Arbeit geschaffne Kapitalerhöhung bewirkt wird in der Höhe der verausgabten Aktie, fort und fort bis an die Grenze vorhandner Arbeitskraft.“ Den Gipfel der Frechheit bildet folgendes „Kapitel“: „Auf welche Weise findet die Einführung des natürlichen Geldsystems statt?“ Antwort:

„Durch langjährige, nachhaltige Verbreitung dieser Broschüre, bis die darin enthaltenen Wahrheiten von allen Seiten erkannt, geprüft und in Fleisch und Blut übergegangen sind. Erst dann wird im glücklichen Einklange mit vorstehender Entwicklung, gleichzeitig durch den Willen der Bevölkerung und voluntate regis das natürliche Geldsystem ein freier, idealer Wert, dessen Realisirung nur noch eine Frage der Zeit ist.“ Im Vergleich mit solchem Zeuge erscheinen die Hintertreppenromane noch als ein berechtigter Litteraturzweig.



Charles Kingsley als Dichter und Sozialreformer

Von Ernst Groth

3



Alton Locke ist eine der wirkungsvollsten Dichtungen der ganzen englischen Litteratur, es ist das Hohelied des kämpfenden Arbeiter-tums. Noch nie hatte ein Schriftsteller in so hinreißender Sprache und mit einer so glühenden Begeisterung die Rechte der Arbeit verfochten und den Besitz an seine Pflichten gemahnt, wie Charles Kingsley in seinem Roman Alton Locke. Wie alle Tendenzromane, hat auch dieser leicht erkennbare Fehler: eine lockere Komposition, überwuchernde Rhetorik und lehrhafte Auseinandersetzungen. Aber alle Mängel verschwinden vor der gewaltigen dichterischen Kraft, mit der Kingsley den spröden Stoff politischer und sozialer Zeitfragen behandelt hat. I cannot say, what I personally owe to that man's writings, sagt er einmal von Thomas Carlyle. Und in der That beweist Alton Locke, wie gründlich Kingsley die geschichtsphilosophischen Gedanken seines Meisters verarbeitet hat. Dieselbe rücksichtslose Sprache, wo es sich darum handelt, jahrhundertalte Fehler und Gebrechen in Staat, Kirche und Gesellschaft aufzudecken, bei Kingsley wie bei Carlyle; aber auch derselbe weiche Ton der Barmherzigkeit und der Liebe zu den Unterdrückten und Schwachen. Die Frauen vor allem spielen hier die Rolle des Vermittlers; von ihnen hofft Kingsley den Sieg des Rechtes über das Unrecht, die Heilung der Wunden und den sozialen Frieden. „O Weib, Weib! — ruft Alton aus —, einzig wahrer Missionar der menschlichen Bildung, der Brüderlichkeit, der zarten, vergebenden Liebe! In deiner Macht